

DANIELA DRÖSCHER

MÄDCHEN ALLEIN ZU ZWEIT



SPIEGEL
Bestseller-
Autorin

BELTZ
& Gelberg

DANIELA DRÖSCHER

**MÄDCHEN
ALLEIN
ZU ZWEIT**

**BELTZ
& Gelberg**

Die Autorin dankt dem Deutschen Literaturfonds. Für eine Variante des vorliegenden Textes erhielt sie 2017 den Robert-Gernhardt-Preis.



Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-407-79068-2 Print
ISBN 978-3-407-79080-4 E-Book (EPUB)

© 2026 Beltz & Gelberg
Beltz Verlagsgruppe GmbH & Co. KG
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
service@beltz.de

Alle Rechte vorbehalten

Die Verlagsgruppe Beltz behält sich die Nutzung ihrer Inhalte für
Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Lektorat: Andrea Baron

Neue Rechtschreibung

Umschlagillustration: Adams Carvalho, Sao Paulo

Umschlaggestaltung: Arne Bellstorf, Hamburg

Satz und Herstellung: Klara Groß

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza

Beltz Grafische Betriebe ist ein Unternehmen mit finanziellem Klimabeitrag
(ID 15985-2104-1001).

Printed in Germany

1 2 3 4 5 29 28 27 26

Weitere Informationen zu unseren Autor:innen und Titeln
finden Sie unter: www.beltz.de

Für alle Kinder aller alleinerziehenden Mütter
Für alle, die zu früh erwachsen werden müssen

Dies ist kein Schulmädchenreport. Und auch keine Liebesgeschichte (okay, ein bisschen schon ...).

Es ist die Geschichte, wie Grace und ich unsere Unschuld verloren (nicht die Unschuld im klassischen Sinne ...).

Grace und ich waren Freundinnen, so wie Tausende andere Mädchen auf der Welt auch Freundinnen waren.

Wir hielten zusammen, im Guten und im Schlechten.

Wir lachten alle aus, die sich über uns lustig machten.

Wir probierten das erste Bier und schüttelten uns, so grauenvoll schmeckte es.

Dann tranken wir noch einen Schluck.

Wir zogen von einer ersten Zigarette, Grace wurde schwindelnd davon. Mir nicht.

Wir teilten alles miteinander: Kleider, Schulblöcke, Bettdecken, Stifte, Pommes, Freunde, Ideen.

Wir waren Kinder alleinerziehender Mütter, und stolz darauf.

Grace war die mit der strengen, ich die mit der weniger strengen Mutter.

Graces Mutter konnte mit Geld umgehen, meine nicht.

Wir wussten, dass es auf der Welt ungerecht zugeht und die Zukunft ungewiss war.

Grace war die radikalere, ich die sanftere (oder naivere oder mutlosere, das variierte je nachdem, wen man fragte ...).

Wir glaubten, dass trotzdem alles irgendwie gutgehen würde, denn wir hatten ja einander. Und wenn wir eines nicht mochten, dann waren es Dramen (vor allem nicht die Dramen unserer Mütter ...).

Lieber machten wir ... Pläne! Und zwar große und laute.

Grace hatte immer einen Plan (und nicht nur einen, sondern immer mindestens dazu einen Plan B oder sogar C ...).

Dann aber kam der Sommer, als wir sechzehn wurden und unsere kindliche Unschuld zu schwinden begann. Dafür erwachte etwas anderes in uns. Der besondere, unschuldige und zugleich radikale Geist, den angeblich nur Teenager verströmen. Wie Pheromone. Oder wie mein Vater gesagt hätte: *»Smells like Teen Spirit«* ...

Es war Ende August, der erste Tag nach den Ferien. Ich hatte gefühlt nur einmal geblinzelt und schon war der Sommer vorbei, und ich steckte wieder im Alltag, kopfüber zwischen Angst- und Schulschweiß. Grace und ich würden von nun an in die zehnte Klasse gehen. Ganze sechs Wochen waren vergangen, seit wir uns zuletzt gesehen hatten. Grace war den Sommer über bei ihrem Vater in Polen gewesen, ich hatte die Ferien bis auf eine Woche Ostsee mit Lesen und einer Handvoll Nachhilfeschüler:innen verbracht. Vor lauter Langeweile hatte ich mit einem Jungen rumgemacht, den ich in der BOX kennengelernt hatte, einem Club, in den wir manchmal gingen. Grace hatte mir von Polen aus unentwegt Löcher in den Bauch gefragt, doch ihr Vater lebte auf dem Land, mit schwacher Internetverbindung und wir hatten oft nur abgehackt miteinander sprechen können.

Als ich am Morgen in den Schulbus stieg, entdeckte ich Grace erst auf den zweiten Blick. Sie saß ganz hinten, zwischen den taubenblauen Sitzen. Bis zum nächsten Zwischenhalt, einem Dorf etwa auf der Hälfte der Strecke nach Mondenheim, würden wir, wie fast immer, die einzigen beiden Fahrgäste sein.

Grace nutzte die Fahrt meistens, um sich auf der Bustoilette umzuziehen. Ihre Mutter erlaubte ihr nur langweilige, oder wie sie es nannte, »anständige« Klamotten, deshalb wechselte Grace jeden Tag auf dem Schulweg heimlich die Garderobe. Und auf dem Rückweg machte sie das Gleiche noch einmal andersherum. So eine Rückverwandlung gab es bei Kafkas Käfer nicht ...

Als der Bus anfuhr, wurde ich durch den Gang geschleudert und torkelte die letzten Meter, bis ich endlich die letzte Reihe erreichte. Mich wunderte, dass Grace ausgerechnet dort saß, das Gesicht ans Fenster gelehnt. Uns wurde eigentlich immer schlecht auf den hinteren Sitzen.

»Hey.«

»Hey.«

Wie immer, wenn ich Grace ansah, war es, als würde die Sonne aufgehen, ich hatte sie furchtbar vermisst, den Sommer über.

Ich beugte mich herab, um sie zu umarmen. Grace aber wich zurück. Sie trug einen Rock mit Glitzerstreifen, sah ich, aber kein Trägershirt wie sonst, sondern einen schlabbrigen Pull-over. Auch lümmelte sie unnatürlich in der Ecke. Sie lag fast mehr, als dass sie saß.

»So müde?«, wollte ich wissen.

»Was hast du denn gemacht?« Ehrfurchtsvoll bestaunte sie meine Frisur.

»Überraschung!« Ich sah sie erwartungsvoll an.

»Du siehst – das sieht gut aus. Wie Eleven in *Stranger Things*.«

»Findest du?« Ich tastete nach meinem Haar. Es war streichholzkurz und betonte meinen runden Hinterkopf. Meine

Augen wirkten größer und vor allem mochte ich das Gefühl, wenn ich mir selbst über den Kopf strich. Ganz leicht fühlte es sich an. Fast wie das Fell einer Katze.

Grace sah mich an, ebenfalls erwartungsvoll, wie mir schien.

»Und was sagst du?«

»Du bist so schön braun«, sagte ich anerkennend.

Ich selbst war so weiß und blass geblieben, dass ich im Dunkeln leuchtete. Ich war das »*Whitest Girl Alive*«, wie mich Lysander, der berühmt-berüchtigte Küsser aus der BOX getauft hatte.

»Du merkst es wirklich nicht. Krass.« Grace wirkte erstaunt, ungläubig fast. »Ich hätte gedacht, man sieht es sofort.«

»Was soll ich merken?«

Ich sah an ihr herab, konnte aber nichts Ungewöhnliches entdecken.

»Nichts. Vergiss es. Ich zeig's dir später.«

Auch auf mein wiederholtes Nachfragen wollte sie partout nicht antworten.

Stattdessen wollte Grace alles über Lysander wissen. »*Deine Flamme*«, wie sie scherzhaft sagte. Lysander, der so gut küssen konnte, Lysander, der Junge mit der großen Adlernase, Lysander, der Emo, der auf eine andere Schule ging als wir.

»Du bist aber nicht verliebt ... oder doch?«

»Natürlich nicht.«

Grace und ich hatten geschworen, uns nicht leichtfertig zu verlieben. Ich küsste, wer mir gefiel. Mein Herz aber würde ich niemals verschenken. Bei meinen Eltern hatte ich gesehen, wie schief das gehen konnte, mit der Liebe.

Wie es Grace die Ferien über ergangen war, wusste ich gar

nicht, realisierte ich, auch jetzt erzählte sie kaum etwas. Irgendetwas war sonderbar ...

* * *

Der Bus hatte Verspätung, und wir waren spät dran, auch weil Grace so trödelte, sie weigerte sich aus irgendeinem Grund, schneller als nötig zu gehen, dabei war sie die Läuferin, nicht ich. In letzter Minute huschten wir auf unsere Plätze.

Unsere Schule war eine Privatschule, zu der auch ein Internatszug gehörte. Externe wie Grace und ich mussten keine Gebühren zahlen, zum Glück. Meine Mutter kämpfte trotzdem Jahr um Jahr mit den monatlichen Kosten. Das Busticket, die Exkursionen, die Schulmaterialien, die Klassenfahrten.

Es hätte eine andere Schule gegeben, die näher an unserem Dorf lag, doch Grace hatte unbedingt auf das Gymnasium in Mondenheim gewollt, weil sie später Sport als Leistungsfach würde belegen können. So nahmen wir die längere Fahrt und unsere Mütter die zusätzlichen Kosten in Kauf.

»*Und die rich kids*«, lachte Grace immer.

Grace wollte später auch einmal »*reich und berühmt*« werden, sie wusste nur noch nicht womit, aber auf keinen Fall als Influencerin oder Model, das war ihr zu oberflächlich.

»*Oberflächlich*« war aus Graces Mund ein Todesurteil, noch schlimmer als »*dumm*«.

Ich selbst würde später einmal Lehrerin werden, das stand fest. Für Deutsch und Politik. Lehrerin zu werden bedeutete Sicherheit. Und die brauchte ich: für meine Mutter, für meine kleine Schwester Livvie. Und für mich selbst.

In den ersten beiden Stunden hatten wir Biologie, eine Doppelstunde. Ich liebte die Schule, das Lernen. Mehr als alles liebte ich es. Bio aber konnte ich nicht leiden, genauso wenig wie Mathe. Der Lehrer hieß Wulff, aber alle nannten ihn den »Wolf«. Vielleicht hieß er aber auch nur deshalb Wolf, weil der Fuchs »Fuchs« hieß. Der Wolf jedenfalls liebte es, Menschen in Moleküle zu zerlegen, in Hormone und Kreisläufe.

Die nächste Stunde hatten wir Philosophie bei besagtem Fuchs. Der Fuchs sah aus wie eine Mischung aus Fuchs und Dachs, doch war der Fuchs dominanter. Sein Gesicht mit den schwarzen Augen war gerahmt durch sein rotes Haar und den kurzen roten Bart. Der Fuchs unterrichtete uns nicht nur in Politik und Philosophie, er war, passend zu seinen Fächern, auch unser Vertrauenslehrer. Grace schwärmte heimlich für ihn, obwohl die Schwärmerei offensichtlich unsinnig und vor allem einseitig war. *»Nicht für ihn als Mann natürlich. Nur für seine Gedanken ... offensichtlich.«*

Heute aber sprang Grace sofort von ihrem Stuhl auf, als es klingelte, und hastete am Lehrerpult vorbei in Richtung Toilette.

»Ich muss kurz. Mir ist ... schwindelig.«

»Soll ich mitkommen?«

Im selben Moment trat der Fuchs bereits zur Tür herein.

»Issa, kann ich kurz mit dir reden?«

Er sah mich mit besorgtem Blick an.

»Jetzt gleich?«

Ich merkte, wie mein Herzschlag beschleunigte. Meine Noten waren gut, sehr gut sogar, und unentschuldigte Fehlstunden hatte ich auch keine.

Wir gingen vor die Tür. Ich sah, wie der Fuchs nach Worten suchte.

»Die Gebühren für die letzte Klassenfahrt sind noch offen. Schon seit über einem Jahr. Über ein ganzes Jahr! Und sie hatte nicht einmal versucht, einen Teil davon zu begleichen. Deine Mutter reagiert nicht, weder auf Anrufe noch auf schriftliche Mahnungen.«

»Okay ...« Ich versuchte, mir nichts anmerken zu lassen.
»Wie viel ist es genau?«

»Etwa fünfhundert Euro. Der Förderverein berät gerade darüber. Vielleicht können die anderen Eltern ... dafür aufkommen.«

Ich nickte. Es war seltsam. Beunruhigend nahezu. Meine Mutter machte niemals Schulden. Es gab für sie nichts Peinlicheres, als vor anderen *»bedürftig dazustehen«*.

»Gut. Danke«, sagte ich hastig.

In der heutigen Philosophiestunde ging es um soziale Gerechtigkeit, wieder einmal. Wie immer war es, als stünde ein urwaldgroßer Elefant im Raum. Es gab Kinder aus reichen Familien und Kinder, die aus unsicheren Familien kamen, wie wir. Dazwischen gab es kaum etwas, doch im Unterricht redete niemand offen darüber, dass dieses Gefälle, das wir abstrakt diskutierten, mitten unter uns war.

»*Und wenn schon*«, tröstete mich meine Mutter immer, wobei ich manchmal den Eindruck hatte, dass sie eher sich selbst als mich tröstete. »*Anderen geht es noch schlechter.*«

Mit den Gedanken war ich noch immer bei dem Gespräch mit dem Fuchs. Ich war daran gewöhnt, wie knapp es war mit

dem Geld, meine Mutter kam finanziell »auf keinen grünen Zweig«, wie sie immer sagte. Nur wie knapp es war, wusste ich offenbar nicht. Meine Mutter musste jedes Jahr darum zittern, dass sie weiter den Seniorenchor leiten durfte, von ein paar wenigen privaten Schülerinnen abgesehen war das ihre Haupteinnahmequelle. In einer ländlichen Region wie unserer musste man hoffen, dass jedes Chormitglied lange genug am Leben und gesund blieb, um weiter singen zu können.

Ich spürte die vertraute Ohnmacht in mir. Ein Gefühl aus Wut und Ratlosigkeit, in das sich zugleich ein gewisser Trotz mischte, und von dem ich nie so recht wusste, wohin damit.

Dann zog etwas anderes im Raum meine Aufmerksamkeit mit aller Macht auf sich. Wir saßen in U-Form, so dass alle einander ansehen konnten. Bei den Wortmeldungen und beim Versagen. Es war der SIR, der zu uns hinübersah. Zu mir, genauer gesagt. Erst war ich unsicher, aber doch, er sah mich an. Eindeutig – mich. Meinen aschblonden Schopf vielmehr, seinem Blickwinkel nach zu urteilen, der kurz über meinen Augen schwebte. Meine neue Frisur schien ihn zu faszinieren. Ich spürte, wie ich von den Schultern aufwärts rot wurde am Hals und im Gesicht, als würden sich in dem Faden, den sein Blick zu mir spannte, sämtliche Teilchen der Luft erhitzen.

Der SIR hatte große braune Augen mit langen Wimpern, weiche Gesichtszüge und blondes Haar. Alles an ihm war schmal, die Hüfte, der Rücken, der ein ganz klein wenig krumm wirkte. Insgesamt wirkte er blass, fand ich, fast ein wenig unscheinbar. Auch er leuchtete sicher im Dunkeln, überlegte ich. Und er hatte überall Einsen, wie ich.

Der SIR gehörte zu den Reichen, wie sein Spitzname schon

verriet. Mehr noch, er war ihr heimlicher Anführer. Der Reichste der Reichen. Wie fast alle Internatler war er von seinen vielbeschäftigten Eltern aus der Großstadt in die »wohlbehütete« Umgebung der Provinz geschickt worden. Von »behütet« konnte allerdings keine Rede sein. Das Gegenteil war der Fall, die *rich kids* fanden das Internat und die ländliche Gegend schrecklich und dröhnten sich unentwegt mit Drogen und Alkohol zu.

Die Mutter des SIR war eine bekannte Ökonomin und Aufsichtsrätin einer großen Bank. Weil sie latent bedrohlich wirkte, nannten sie alle nur »Cruella«, wie die unheimliche »Cruella de Vil« aus *101 Dalmatiner*. Die Cruella war eine absolute Helikopter-Mutter. Der SIR war ein Einzelkind, nicht nur biologisch: Er durfte nicht ausgehen, niemanden zu sich nach Hause einladen und blieb meist für sich. Einzig bei *Fridays for Future* hatte er sich über die Verbote seiner Mutter hinweggesetzt. Im Grunde war der SIR noch einsilbiger als meine kleine Schwester. Umso mehr erstaunte mich sein interessierter Blick. Die ganze Stunde hindurch ruhten seine Augen auf mir.

* * *

Im Aufenthaltsraum, der für die höheren Klassen vorgesehen war, war es wie immer voll und laut und wuselig. Lin, mit der wir normalerweise fast immer die Pause verbrachten, hastete eilig an uns vorbei. Sie jobbte neuerdings im Café ein paar Straßen weiter und war mit einem Luftkuss schon wieder halb zur Tür hinaus.

»Hey ihr zwei, Freitag Party geht klar, oder?«

Mit seinem breiten Clownsgrinsen trat Ilyas auf uns zu und strich mir über den kurzgeschorenen Kopf, wie er es neuerdings gern tat. Ilyas stammte wie wir aus einem der umliegenden Dörfer, besuchte aber trotzdem das Internat. Wie bei Grace und mir war seine Mutter alleinerziehend, er hatte drei kleinere Brüder, und wie Lin erhielt er ein Stipendium von der katholischen Kirche, der mit Abstand »vermögendsten Vereinigung der ganzen Welt«, wie der Fuchs nicht müde wurde zu erklären.

Ilyas sah Grace sehnsuchtsvoll an.

»Also? Kommt ihr?«

»Ich nicht.« Grace verneinte zu meinem Erstaunen.

»Und warum nicht?« hakte Ilyas nach.

»Keine Lust auf *Freibad*.« Grace hob die Achseln. Die Silbe »Frei« in »Freibad« sprach sie aus, als hielte sie einen glitschigen Frosch in den Händen.

Ich staunte. Normalerweise liebte Grace die Nachmittage im Schwimmbad. Was war nur los mit ihr?

»*Schwanger*«, durchzuckte es mich mit einem Mal. War Grace schwanger? Hatte sie etwa auch jemanden den Sommer über kennengelernt, nur etwas ... intensiver als ich?

Ilyas versuchte, sich nichts anmerken zu lassen, aber ich merkte, wie betrübt er war. Ein einziges Mal hatten die beiden rumgeknutscht, aber das hatte genügt. Seither war Ilyas unsterblich verliebt in Grace. Er konnte die Augen weder von ihr noch ihren »Haaren schwarz wie Ebenholz« lassen.

Ilyas wandte sich zu mir.

»Und du? Du kommst aber?«

Ich hob die Achseln. Ich konnte gerade keinen klaren Ge-

danken denken, so laut und unüberhörbar tönte das Wort *SCHWANGER* in mir.

Ilyas kehrte uns mit düsteren Blicken den Rücken zu.
»Also, Leute. Wer kommt sonst noch?«

Der Reihe nach erklangen Zustimmungen.

»Ich«, sagte der SIR mit einem Mal betont gelassen, als die Stimmen abgeebbt waren.

Mein Kopf flog herum. Ich hatte vergessen, wie schön seine Stimme war. Der SIR saß im Fensterrahmen, in der grellen Sonne, wodurch seine Gestalt in ein helles Licht getaucht lag. Nur einen Moment lang hob er das Kinn, und einen Moment trafen sich unsere Blicke.

»Cool«, sagte Ilyas erstaunt, aber freundlich, wie er nun mal war.

Im Hinauslaufen spürte ich abermals die Augen des SIR auf mir. Es war, als ob er mir direkt in die Seele schauen konnte. Als ob er *mich* sähe. *Mich*. Konnte das sein, dachte ich? Dass jemand in mein Innerstes sah? Es war, als ob er etwas über mich wüsste, das mir selbst unbekannt war.

* * *

Als ich neben Grace im Bus saß, fiel mir mit einem Mal auf, wie blass sie war unter ihrer sommerlichen Bräune. Hatte ich recht? War Grace schwanger? Trotz Pille? Würde sie einen »Tropi« kriegen? Ein Kind trotz Pille? Es würde erklären, warum sie so komisch, geheimnistuerisch war, und auch ihren Schwindel.

»Der Fuchs ... was wollte er von dir?«

Ich erzählte knapp von den offenen Rechnungen.

»Tut mir leid, Issa.«

Ich wusste, dass Grace es gut meinte, aber wirklich-*wirklich* verstehen konnte sie es nicht. So überarbeitet und erschöpft ihre Mutter auch war durch die vielen Nachtschichten, hatte sie das mit dem Geld doch halbwegs im Griff.

Erst jetzt merkte ich, wie schwer Grace atmete. Auf ihrer Stirn glänzten Schweißperlen.

»Was ist mit dir? Jetzt sag endlich. Bist du schwanger?«, platzte ich heraus.

Anstelle einer Antwort fasste Grace mich an der Hand und zog mich in Richtung der kleinen Toilette. Kaum dass sich die Kabinentür öffnete, hielt ich die Luft an, so sehr stank es darin nach Pisse gepaart mit Desinfektionsmittel. Grace stellte sich dicht vor mich hin, wir hatten kaum Platz, auch nur den Arm auszustrecken. Schon hatte sie mit einer ruckartigen Bewegung ihr Sweatshirt über den Kopf gezogen.

Ich spürte, wie sich die kleinen Haare an meinen Unterarmen anspannten, ganz gerade ragten sie in die Höhe, wie Striche auf Millimeterpapier.

»Was ... was ist das?«

Graces Oberkörper war auf Brusthöhe mit breiten weißen Streifen Mull umwickelt, richtig abgeschnürt sah er aus.

»Sie werden immer größer. Schau. Die Ferien über sind sie ... einfach explodiert.«

Ratlos betrachtete ich Graces Brüste. Durch den Mull hindurch war es schwer zu erkennen, wie groß sie waren, aber größer waren sie. Graces Brüste waren immer schon etwas größer als meine gewesen. Warum aber ... waren sie um ein so vieles größer, mit einem Mal?

»Es tut so weh«, sagte Grace. »Im Rücken. Und am Hals. Es ist, als würde ständig etwas an mir ziehen.«

»Kriegst du überhaupt genug Luft?«

»Geht so.«

»Woran kann das liegen? Dass sie wachsen?«

»Keine Ahnung.«

»Vielleicht an der Pille?«, überlegte ich laut.

Grace verneinte.

»Die Ärztin, bei der ich in Polen war, meinte, es sei eine Hormonstörung. Das kann passieren in der Pubertät. Es ist einfach Pech.« Sie sah an sich herab. »Ich meine ... schau dir das an. Hier. Und hier. Was, wenn es gar nicht mehr aufhört? Ich kann bald meine Füße nicht mehr sehen. Dann darfst *du* mir die Schuhe zubinden.«

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich war erleichtert, dass Grace nicht schwanger war – also für den Fall, dass sie wirklich nicht schwanger war.

»Bist du sicher«, hakte ich nach, »dass das auch stimmt mit den Hormonen? Kann nicht eine Schwangerschaft ...«

Grace unterbrach mich: »Du klingst wie meine Mutter. Schwanger von wem denn? Den polnischen Bienen?«

Ich gab mich geschlagen. Diese konkrete Gefahr bestand immerhin nicht. Dagegen war das mit den Brüsten fast – absurd. Irreal fast.

»Ich meine, das glaubt mir kein Mensch. Dass ich sie nicht habe größer machen lassen.«

Ich sah sie an. Vermutlich hatte sie recht. Ein solch jähes Brustwachstum war schwer zu erklären. Es war, als hätte sich jemand diese Brüste eigens für Grace ausgedacht.

»Mist. Wir müssen wieder nach oben.« Grace streifte hastig den Pullover über.

Schon hatten wir unsere Plätze wieder eingenommen.

Der Busfahrer reckte neugierig den Kopf. Immerhin konnte er aus dieser Entfernung kaum mehr als unseren von der Fahrt wippenden Haaransatz sehen.

»Was hast du jetzt vor?« Ich war sicher, Grace hatte längst einen Plan.

»Na was wohl? Ich lass sie kleiner machen.«

»Eine OP?«

»Meine Mutter sagt zwar, das kommt nicht in Frage. Sie will nicht, dass jemand an mir *herumschneidet*«, äffte sie die arme Ewa nach.

Dass Graces Mutter so reagierte, überraschte mich nicht. Als Krankenschwester konnte sie die Gefahren, die mit so einer OP verbunden waren, vermutlich anders einschätzen.

»Sie tut gerade so, als wollte ich meine Brüste vergrößern, nicht verkleinern. Aber wenn die Kasse den Eingriff als *medizinisch notwendig* anerkennt, brauche ich ihre Einwilligung nicht.«

Grace klang triumphierend. Ich staunte immer, wie offen sie gegen ihre Mutter rebellierte. Die beiden stritten ständig miteinander, auch weil Graces Noten mit jedem Jahr schlechter wurden und sie angeblich nicht genug lernte. Dass ich gegen meine Mutter das Wort erhob, kam so gut wie nie vor. Nie.

Im Dorf angekommen, setzten wir uns kurz an die Bushaltestelle. Grace ließ sich gegen die gläserne Rückwand sinken. Sich anzulehnen half schon etwas gegen die Schmerzen, erklärte sie.

»So schlimm?«

»Ja. Ist es. Und hör zu, Issa. Erzähl es niemandem, okay? Auch nicht deiner Mutter.«

»Mach ich. Ich meine, mach ich nicht.«

Normalerweise verabschiedeten wir uns mit einer Umarmung. Alles an Grace signalisierte jedoch, dass sie das lieber nicht wollte. Grace stand vor mir, die Hände in den Hosentaschen. Sie trug nun wieder den kurzen Overall, mit dem sie am Morgen in den Bus gestiegen war. Statt mich zu umarmen, fasste sie nach meiner Hand und wir hakten die kleinen Finger ineinander. Es war ein stilles Versprechen, dass wir uns gaben. Wir würden das durchstehen, zusammen, so wie wir immer alles durchstanden. Es gab Menschen, denen waren Freundschaften nicht ganz so wichtig. Uns waren sie sehr wichtig. Wir waren einander das Wichtigste.

* * *

Ich trottete durch die leeren Straßen. Unser Dorf bestand aus knapp fünfhundert Einwohnern. Man brauchte dreißig Kilometer in die eine und zwanzig in die andere Richtung, um in so etwas wie eine »Kreisstadt« zu gelangen, also einen Ort, wo es immerhin eine Buchhandlung gab. Nach Frankfurt dauerte es eine Stunde mit der Bahn. Vor meiner Geburt war meine Mutter Choristin an der Oper gewesen.

Die Sorge um die Miete, die meinem Vater schlaflose Nächte bereitete, war der Grund, weshalb meine Mutter einem Umzug schweren Herzens zugestimmt hatte. Hier im Dorf kostete die Miete nicht einmal halb so viel, und wir hatten ein

ganzes Haus für uns. Dann aber hatten meine Eltern sich getrennt. Mein Vater war zurück in die Stadt gezogen, Alimente konnte er kaum zahlen. Gerade war er auf Tournee, wieder einmal, obwohl es kaum etwas einbrachte. Auch wegen dieser vielen Abwesenheiten hatten sie sich getrennt. Er träumte immer noch davon, eines Tages berühmt zu werden, mit seiner Musik. Meine Mutter konnte darüber nur den Kopf schütteln. »*Mal ehrlich. Wie groß ist die Wahrscheinlichkeit?*«

Dennoch betonte meine Mutter gerne ausgiebig, wie wichtig es war, dass ich »*Träume*« haben sollte. Wie aber sollte das gehen, fragte ich mich? Träumen, wenn man gleichzeitig realistisch sein wollte? Ihren eigenen Kindern hatten meine Eltern erst gar kein Instrument beigebracht, außer ein bisschen Blockflöte. Und Triangel natürlich. Xylophon nicht zu vergessen. Popstars würden wir also schon mal nicht werden, Livvie und ich ... auch wenn unser Talent das meines Vaters um drei Instrumente überragte.

Ich merkte, ich bekam die beiden Ereignisse des Tages nicht richtig sortiert. Wieso nur waren Grace quasi über Nacht Brüste gewachsen? Und zwar so riesige, dass es ihr Schmerzen zufügte? War das hier, fragte ich mich, war es am Ende eine ... wie hieß es gleich ... »*unerhörte Begebenheit*«? Wie in den altmodischen Novellen, die wir manchmal im Deutschunterricht lasen? *Der Schimmelreiter* oder *Der Tod in Venedig*? Ein außergewöhnliches Ereignis, das jäh und schicksalhaft über den Helden oder die Heldin hereinbrach?

Die Sache mit Grace war schlimm genug. Das andere war meine Mutter. Wieso zur Hölle beglich sie diese Rechnungen nicht? Wenn sie etwas fürchtete, nein, verteuflerte, und zwar

mehr als alles andere, dann waren es Schulden. Schulden zu machen war »*der Anfang vom Ende*«, sagte sie immer. Aber vielleicht hatte sie ihre Meinung auch geändert. Das taten Erwachsene manchmal, meist, ohne es für notwendig zu finden es einem mitzuteilen.

* * *

Zu Hause trat ich durch die Tür mit dem üblichen »*Hallo*«, doch niemand erwiderte meine Begrüßung. Meine Mutter und Livvie waren bei der Therapie, fiel mir ein. Alle paar Wochen führte der Therapeut ein »*Elterngespräch*« mit den beiden. Livvie war das Sorgenkind unserer Familie, ich war die »normale«.

Sie litt an Logophobie, also der Angst vor dem Sprechen in der Öffentlichkeit. Aber auch mit uns sprach sie kaum noch. Dass Livvie nicht mehr redete, war neu, doch die Rollen schienen schon immer so verteilt: Ich war die Starke, sie war die Zarte.

Ich trat an die Spüle und goss mir ein großes Glas Wasser ein. Obwohl wir bereits Ende August hatten, war es noch immer unerträglich heiß. Die Natur ächzte – Überraschung, Überraschung. Wir Menschen hatten uns ja auch mächtig ins Zeug gelegt. »*Geld regierte die Welt.*« Pech nur, dass man davon keine neue kaufen konnte. Es sei denn, jemand fand und erbaute in der Zwischenzeit eine Zwillingserde. Gleich neben der Zwillingssonne. Lieferzeit: 3-5 Millionen Werktage ...

Ich ging hinauf in mein Zimmer und kramte mein Erspartes hervor. Es waren fast alles Zehn-Euro-Scheine, von den vielen Nachhilfestunden. Ich bewahrte sie in einer Schachtel ganz hin-

ten in der Schreibtischschublade auf. Für ein Flugticket reichte es noch lange nicht. Grace und ich wollten nach dem Abitur zusammen nach New York. Ilyas hatte uns erklärt, dass das mit der Flugscham ein Trick der Superreichen war. Sie selbst flatterten seit Jahrzehnten lustig um die Welt, dafür sollte nun der »Pöbel« zurückstecken ...

Meine Mutter wusste nichts von meinen Ersparnissen. »Sparen« oder auch »Notgroschen« waren für sie Fremdwörter.

Grace fand Sparen albern. »Die paar Peanuts. Was soll der Geiz?«, hörte ich ihre Stimme im Ohr. Sie interessierte sich einzig für »das große Geld«, wie man so sagte. Ähnlich wie bei Marx, wenn ich es richtig verstanden hatte. Marx hatte vollmundig gegen den Kapitalismus gewettert, aber nicht gewusst, wie er seine Frau und Kinder ernähren und die Miete bezahlen sollte. Das hatte sein vermögender Freund Engels für ihn erledigt.

Ich öffnete mein Tagebuch. Ein Gedicht fiel mir ein, es stammte von einer Dichterin aus dem 19. Jahrhundert, die ganz allein und zurückgezogen gelebt und zu Lebzeiten kaum etwas veröffentlicht hatte. Es ging darin zwar eindeutig zu viel um Liebe, vergebliche Liebe natürlich, aber ich mochte die Gedichte trotzdem. Ich stand auf und kramte den Band hervor, dann setzte ich mich hin und schrieb Wort für Wort daraus ab.

*Die »Hoffnung« ist ein Federding –
Das in der Seele hockt –
Und Lieder ohne Worte singt –
Sich niemals unterbricht.*

Mein Vater hatte mir das Buch geschenkt. Er wusste sehr genau, wie es sich anfühlte, jugendlich zu sein, dachte ich. Also was mich interessierte und was nicht. Die Bücher, die ich von ihm bekam, waren zwar fast alles Klassiker, aber fast immer ausnahmslos welche, die mich begeisterten.

Ich klappte das Tagebuch zu. Anders als bei Grace war es tatsächlich ein Tagebuch, ich notierte lose, was mir einfiel. Grace hingegen besaß ein »*Handbuch*«, wie sie es nannte. Es war der Ort, an dem sie die Dinge, die der Fuchs uns im Politikunterricht beibrachte und die sie später dann mit Ilyas diskutierte, für sich sortierte. Nirgendwo ging das so gut wie auf dem Papier.

Ich war sicher, in Graces Handbuch wimmelte es nur so von Plänen. Damit das, was wir später taten, auch wirklich Sinn ergab. Wir genug verdienten, uns nicht kaputt arbeiteten, etwas zum Guten verändern konnten. Schließlich wollten wir es später einmal besser machen als die Erwachsenen, die wir kannten. Besser als unsere Mütter, dachte ich leise, um dann wie erschrocken innezuhalten. Ich liebte meine Mutter, ich liebte sie sogar sehr. Ich war stolz darauf, dass sie das alles so schaffte, mit uns beiden, ganz allein. Nur hatte ich eben manchmal das Gefühl, ich wäre die Erwachsene, nicht sie.